Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 23 | Sonntag den 10. Juni | 1906

Goldlenchen.

(3. Fortsetzung.) Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Leni lag inzwischen daheim in dem kleinen Kämmerchen, mit wachen Augen, müde zum Sterben, wund an allen Fasern ihres Empfindens. Sie konnte nicht weinen, wie andere, obgleich eine Träne ihr himmlische Erlösung schien. Sie konnte nicht weinen, und darum preßte es ihr das Herz zusammen, wie eine grausame, eiserne Hand! — Das Weib war in ihr erwacht und stellte sie unerbittlich zur Rede Der verhüllende Schleier war von ihrer trotzigen Seele gerissen worden, wie die Schale von der Muschel, und nun lag sie da, schutzlos und preisgegeben, und alles tat ihr weh, ihr ganzes bloßgelegtes „Ich“ krümmte sich vor Schmerz im rauhen Hauch der Wirklichkeit, unter der brutalen Berührung der Welt.

Es war die Geburt ihrer Seele, die sich unter qualvollen Schmerzen in dieser langen Nacht vollzog! Was war es denn nur gewesen, das sie so allgewaltig zu ihm hingerissen hatte? —

Hatte es sie geblendet, als er von seiner Kunst sprach, als er ihr von den Träumen seiner Zukunft erzählte, der arme, mittellose Mensch, der in der Dachkammer wohnte? War es Mitleid gewesen, als er ihr mit der leisen, schmeichelnden Stimme erzählte, daß er so allein sei im Leben und so sehnsüchtig suche nach der Einen, die ihn verstünde? — Nein, alles das war es nicht! Und doch — ihr war, als hörte sie wieder das heiße, leidenschaftliche Flüstern, und beide Hände preßte sie krampfhaft vor die Ohren, als könnte sie sich damit schützen! Nein — es war nicht der Künstler, nicht der Heimatlose, es war der Mensch, dieser eine Mensch, der ihr Wesen despotisch aus dem Schlaf gerüttelt hatte. Es war über sie gekommen, unvorbereitet, wie ein rasend daherfliegender Sturm, der über die Erde fegt, es hatte ihre Seele aufgewühlt bis zum tiefsten Grund — es war stärker gewesen als sie und hatte sie willenlos mit fortgerissen. —

Und da zog es mit einem Male an ihr vorüber, wie ein halbverwischtes Bild; zu ihrer Seele klang es leise, wie ein längstvergessenes Lied aus der Kinderzeit, aber deutlicher und immer deutlicher stieg es vor ihr auf, ihr fernes heimatliches Dörfchen mit seinen blütenbedeckten Obstbäumen, seinen buntblumigen Wiesen und Feldern, mit seinen bewaldeten Höhen, zwischen denen der reißende Strom brausend dahinzog.

Wie Alpenluft wehte es ihr entgegen, kühl und erfrischend in der Glut ihrer Seele, wie die Glocken der Heimat klang es leise zu ihren Ohren! —

Heimat! — Wunderbares, magisches Wort, aus dem es jedem nach Jahren wiederklingt wie Frühlingszauber, wie Maiengruß der Kindheit! — Heimat, schlichtes, rührendes Wort, das dem wunden Menschenherzen klingt wie das erlösende Evangelium des Friedens! — Von ihren Augen löste sich die wehe Glut, als wenn eine weiche, milde Hand sich darauf legte: ein konvulsivisches Zittern durchflog ihren zarten Leib, und laut und heftig aufweinend, vergrub sie ihr Gesicht in den Händen! —

Wie in der Maiennacht lauer, erfrischender Regen vom Himmel strömt und den Frühling mitbringt auf die lechzende Erde, so zog unter wohltuenden Tränen auch bei dem wilden Mädchen der Frühling ein, erfrischend, und tausend Knospen zu duftigem Leben erweckend, die erste Liebe! —

* * *

Am nächsten Tage saß Richard ganz früh schon an der Arbeit. Er hatte seine kleine Staffelei vors Fenster gerückt, Farben und Pinsel lagen um ihn her in buntem Durcheinander, und vor ihm auf der Staffelei stand ein angefangenes Bild. Er malte aus dem Gedächtnis, was er immer und immer vor sich sah, den goldlockigen Mädchenkopf mit den süßen Lippen und den leuchtenden Augen. Wenn er sie nicht wiedersehen sollte, wenn kein Zufall sie wieder zusammenführte, so wollte er sie wenigstens im Bilde besitzen — das konnte niemand ihm rauben! —

Es klopfte an seine Tür — laut und energisch — und schnell warf er ein Tuch über das angefangene Bild, sprang auf und öffnete die Tür.

Robert stand vor ihm und streckte ihm freundlich die Hand hin. „Servus, Helmer!“ rief er ihm zu, indem er das Zimmer betrat, „ich freue mich riesig, daß ich Sie noch zu Hause treffe. Ich komme nämlich, um Sie für heute abend zu mir einzuladen. Paul und ich haben ein kleines, gemütliches Beisammensein arrangiert und ich hoffe, es soll recht vergnügt werden. Mein Onkel hat nämlich eine kleine Kiste Rotspohn geschickt und den wollen wir 'mal probieren! Sie kommen doch? Ja?“

„Gewiß,“ antwortete Helmer etwas zerstreut, „ich brauche sowieso ein bißchen Ableitung! Wann geht's denn los?“

„Punkt 9 Uhr beginnt das Bacchanal! — Aber — wie sehen Sie denn aus, alter Freund? — Sind Sie krank?“ —

„Wie soll ich denn aussehen?! — Bißchen übernächtig, weil ich miserabel geschlafen habe. Aber sonst fühle ich mich ganz wohl — ganz wohl, wie immer!“

„Freut mich! — Ich dachte im ersten Moment wirklich, Ihnen wäre etwas Unangenehmes schon am frühen Morgen passiert. Sie sehen ganz anders aus, wie sonst! Ich habe übrigens Glück gehabt! Ich habe unser Bauernmädel aus der „Union“ gesehen. Alle Achtung übrigens vor der kleinen Hexe. Sie sah in ihrem abgetragenen Mäntelchen und dem kleinen, modernen Hut, den sie jedenfalls selbst fabriziert hat, beinahe aus wie eine Dame. Sie sah mich an mit einem Blick — na, ich danke. Übrigens hatte sie Begleitung. Einen hochgewachsenen, bildhübschen Bergbewohner, der sie am Arme führte, als ob sie 10 Jahre verheiratet wären! Stolz, wie 'n Spanier! Wenn der wüßte, daß ich seinen Schatz geküßt habe!!“

„Dann würde Ihre zweite Backe auch versorgt“, sagte Richard mit möglichster Fassung, obgleich es in ihm kochte vor Wut und aufsteigender Eifersucht. „Ich glaube überhaupt, es ist für uns am besten, wenn wir die Kleine in Ruhe lassen!“

„Glaube ich auch!“ lächelte Robert, „denn der Jüngling hatte Hände — derbe Schweizer Bauernfäuste, und ich danke dafür, mit solchen in Berührung zu kommen.“

Richard war ans Fenster getreten, damit er einigermaßen seine Aufregung verbergen konnte, und fragte, scheinbar unbefangen: „Also Arm in Arm haben Sie die beiden gesehen?“

„Und wie! — Angeschaut haben sie sich, bevor sie mich kommen sah, als wenn sie sich vor lauter Verliebtheit auffressen wollten. Ihm kann ich's ja nicht verdenken, aber sie hat nun 'mal einen unheimlich inferioren Geschmack! — Und sie konnte so gute Bekanntschaften machen! Gelegenheit haben wir ihr reichlich geboten! — Na, ich will Sie nicht aufhalten! Malen wohl fleißig? — Also auf heute abend! Nicht später als 9 Uhr. Au revoir!“

Damit war er hinaus, und Richard blieb zurück, allein — neuem Kampf, neuer Qual überlassen! Aber er glaubte dem Freunde nicht — es konnte Leni nicht gewesen sein, die heute mit irgend einem Bauernburschen in aller Frühe spazierengegangen war, und gestern —? — Nein, nein, das war Verleumdung, oder der gute Robert hatte Gespenster gesehen. — Aber malen konnte er nicht mehr. Er stülpte seinen Hut auf und lief ins Freie, zunächst nach dem Bahnhof hinaus. Sein Lieblingsspaziergang! Dort konnte er stundenlang im Wartezimmer sitzen und nachdenken! Dann träumte er sich in ein wahres Reisefieber hinein, und das Abrufen der Züge, das Kommen und Gehen der Passagiere gewährte ihm das angenehme Bewußtsein, daß er nicht gebunden war an diese tödlich langweilige Stadt, daß auch für ihn einst ein Zug hier abgehen mußte! —

Heute hatte es allerdings mit dieser Bahnhofspromenade eine andere Bewandtnis. Dicht beim Bahnhof liegt die „Union“, das große Stickereigeschäft, in dem er sie beschäftigt wußte und wohin es ihn zog, unwiderstehlich — heute mehr, als jemals. Er mußte sich selbst überzeugen, er mußte erfahren, ob Robert gelogen hatte oder nicht! —

Er setzte sich ins Wartezimmer des Bahnhofs — gegenüber der Uhr über dem Büffet — denn um 12 Uhr begann in der „Union“ die

Mittagszeit der Arbeiter, und aus seinem alten Versteck heraus wollte er sie beobachten, ihr Gesicht wollte er prüfen, in ihren Augen lesen. — Er sah mit Schrecken, sein Schicksal war stärker als er; was er auch an Plänen gefaßt hatte, in der langen einsamen Nacht, alles, alles änderte die nächste Stunde vielleicht und überhob ihn — wenn er sie schuldig fand — mit einem Schlage aller Bedenken, die er sich um dieses Wiedersehen machte, für alle Zeit.

Ein Viertel vor 12 Uhr stand er vor dem großen Hause und schaute zu den Fenstern empor, ehe er in dem gegenüberliegenden Torbogen verschwand.

Vor der „Union" ging auf dem Trottoir langsam, offenbar wartend, wie er, ein junger Mensch auf und nieder, auf den Richard seine ganze Aufmerksamkeit richtete. Es war eine schöne, etwas derbe Figur, in der Tracht der Toggenburger Bauern. Samtne Kniehosen, die in den glänzend geputzten Stiefeln steckten, eine flammrote Weste mit Goldknöpfen und eine kurze, schwarze Tuchjacke bildeten die überaus kleidsame Tracht, und der Kopf des Burschen war ganz dazu angetan, die Liebe eines Mädchens begreiflich erscheinen zu lassen. Lockiges, kastanienfarbiges Haar fiel in leichten Ringeln auf den fleischigen Hals, das Gesicht war schön, ja sogar edel geschnitten mit seinem bräunlichen Teint, seinem vollen, etwas stark sinnlichen Mund und den großen, dunklen Augen, die von langen Wimpern überschattet waren.

Die Hände in den Taschen, ging er langsam auf und nieder, ließ die Blicke zeitweilig über die lange Front des Geschäftshauses gleiten, sah auf die silberne Uhr und strich sich ungeduldig den kleinen schwarzen Schnurrbart.

Endlich öffneten sich die Torflügel, in lachenden und plaudernden Gruppen strömten die Mädchen heraus, in buntem Durcheinander, kichernd und ausgelassen.

Endlich — ziemlich unter den letzten — erschien Lenchens schlanke Gestalt, und wie gebannt hafteten an ihr die Blicke des versteckten Lauschers, dem das Herz pochte bis an den Hals hinauf. Er hätte laut aufschreien können vor Wut, als er sah, was nun geschah.

Sie erblickte kaum den Burschen, als sie mit weit entgegengestreckten Händen auf ihn zueilte und ihn mit offenbarer Freude aufs lebhafteste begrüßte. Er schlang den Arm um sie — offen, vor all den vorüberströmenden und grüßenden Zeugen, sie hing sich an seinen Arm, und an seiner Seite, dicht an ihn geschmiegt, wanderte sie mit ihm die lange Straße hinunter, ohne zu ahnen, daß zwei glühende Augen Blitze des ohnmächtigen Zornes hinter ihr herschossen.

Es war also wahr — buchstäblich wahr, was der Freund ihm berichtet hatte, sie war in der Tat nichts anderes, als eine frühgereifte Kokette, die schmachvoll und unverantwortlich mit seinen reichsten Empfindungen gespielt hatte.

Sinnlos vor Wut, wie betäubt blieb er stehen, bis die beiden seinen Blicken fast entschwunden waren, und eilte dann, was er konnte, durch Seitenstraßen in derselben Richtung vorwärts, um ihnen womöglich den Weg abzuschneiden und ihnen entgegenzukommen, bevor sie ihre Wohnung erreichten, denn sie sollte wissen — um jeden Preis — daß er sie gesehen hatte, daß er sie nun kannte, das alles Leugnen ihr nichts mehr helfen, das häßliche Bild nicht mehr verwischen konnte. Seine Stirn glühte, als er oberhalb der Straße einbog, wo sie wohnte, und nun ging er langsam den Weg nach der entgegengesetzten Richtung hinunter, wo sie ihm entgegen kommen mußten.

Und sie kam ihm entgegen — von weitem schon erkannte er ihr hellgraues Tuchkleid und des Burschen leuchtend rote Weste, sein Herz schnürte sich ihm zusammen, wie im letzten Todeszucken seiner leidenschaftlichen Liebe, aber ruhig und scheinbar gleichgiltig wanderte er vorwärts. Die beiden bemerkten ihn nicht, bis er wenige Schritte vor ihnen stand, sie schienen im intimsten Gespräche vertieft, dann sah sie zu ihm empor und lachte so heiter und ausgelassen, daß man die weißen Zähne blitzen sah, und dabei hing sie fest an seinem Arm, und er führte sie so stolz, so glückstrahlend, daß es Richard nur zu klar war, daß es keiner Worte, keines Briefes mehr bedurfte, um zu erklären, wie nahe die beiden sich standen!

Plötzlich erblickte sie Richard, der ihr fest ins Gesicht schaute. Sie errötete tief, wie in jähem Schrecken, und schien Miene machen zu wollen, ihren Arm aus dem ihres Begleiters zu ziehen.

Aber eisig und starr, mit zusammengepreßten Lippen und blaß bis an die Stirn, sah Richard sie an und schritt ohne Gruß, ohne Bewegung des Auges an ihr vorüber, als hätte er sie niemals im Leben gesehen! — Sie war tot für ihn, seine Liebe begraben. Er sah sich nicht einmal mehr nach ihr um! — Und doch wanderte er wie auf Dornen und Nesseln dahin und hätte weinen mögen, wie ein Knabe, um sein eingebildetes, zerschlagenes Ideal. Es war eine herbe Lehre für seinen verklärenden Optimismus — wohl die herbste, die er seit Jahren empfangen hatte.

Er ging nicht nach Hause — er wollte das angefangene Bild nicht mehr sehen, das er doch wieder angestarrt hätte, stundenlang, wie eine geliebte Tote. Er konnte auch nichts Berufliches tun, sich unmöglich zwingen, heute einen Bleistift in die Hand zu nehmen, denn statt stilvoller Spitzenmuster hätte er ja doch nur immer und immer wieder das Gesicht gezeichnet, das ihn ansah mit den kindlich treuherzigen Augen, das ihm wie ein tückischer Dämon tief im Kopf und Herzen saß.

Am Abend ging er zu Robert und kam erst gegen 2 Uhr nach Hause. Er hatte sich schrecklich gelangweilt und sich dabei gequält, liebenswürdig wie immer zu erscheinen. Er hatte die Absicht gehabt, sich einen kleinen Rausch anzutrinken, um wenigstens fest und schnell einzuschlafen und das quälende Bild von seinem Lager zu bannen. Aber auch das war ihm nicht gelungen, heute so wenig, als jemals, denn seine ganze Veranlagung war diesem Vorsatze entgegen, er war nicht imstande, einen Tropfen mehr zu trinken, als er vertrug. Deshalb behielt er in der ausgelassensten Gesellschaft immer seinen klaren Kopf, und je seliger seine Umgebung wurde, desto alberner kam sie ihm vor.

Eine gräßliche Stimmung hatte ihn plötzlich gepackt, und ohne Adieu zu sagen, war er einfach fortgegangen — hinaus in die Nacht.

Es war eine wunderbare, weiche Luft, die ihn umfing, fast frühlingsmäßig wehte es ihn an, und vom Himmel blitzten in leuchtender Klarheit Myriaden schimmernder Sterne.

Langsam wandernd, kam er nach Haus und war froh, als er den wüsten Lärm hinter sich hatte und sein kleines Zimmer verschloß! Er war wieder allein. Und es war am besten so. Wozu sich und andere langweilen mit dem, was er doch niemanden sagen konnte? — Er zündete Licht an und sah auf seinem Nachttischchen vorm Bett ein kleines Sträußchen frischer Veilchen liegen — ohne ein begleitendes Wort.

Seine Wirtin war längst zur Ruhe gegangen, er konnte sie nicht mehr fragen, von wem dieser Gruß stammen konnte. Er nahm das Sträußchen in die Hand und sah sie lange an, die frischen, tiefblauen Frühlingsboten, die ihn in der Stunde begrüßten, wo er sich so allein, so vereinsamt fühlte, wie selten im Leben!

Aus den kleinen Kelchen stieg es duftend zu ihm empor, wie balsamischer Lenzeshauch, wie der Atem des Glückes, wie ein festes, zuversichtliches Versprechen, daß der Mai kommen müsse nach Stürmen und Regenschauern, daß der junge König Lenz unterwegs sei mit all seinem Gefolge von Blüten und Blumen, nicht allein für die sehnende Erde — sondern auch für das arme zitternde Herz da drinnen in der ruhlosen Menschenbrust!

Am Morgen saß er früh schon bei der Arbeit. Er hatte seinen Zeichentisch ans Fenster gerückt und die helle Frühsonne lachte ihm auf seine Zeichnung, ein zartes Tapetenmuster, das er heute fertig machen und abliefern wollte. Er wollte sich zwingen zu arbeiten und seine Gedanken auf anderes zu konzentrieren.

Vor ihm auf dem Zeichentische standen im Wasser seine geheimnisvollen Veilchen, zu denen alle paar Minuten seine Blicke schweiften, die ihren frischen Atem durchs ganze Zimmer wehten.

„Ein kleiner Knabe hat sie gebracht, gestern abend, gerade als ich nach Hause kam," hatte die Wirtin gesagt, „und auf meine Frage, von wem das Sträußchen käme, hat er geantwortet: „Sie könnten sich's schon denken!" — Und er konnte sichs nicht denken, so sehr er auch darüber nachdachte, denn von „ihr" konnten sie nicht sein, nach allem, was er gestern gesehen hatte, und sonst kannte er hier keine, von der er eine so sinnige Aufmerksamkeit erwarten konnte.

Plötzlich hob er den Kopf! Ein leises Pochen an der Tür schreckte ihn förmlich empor und es dauerte einen Moment, bis er „herein" rief.

Langsam und schüchtern öffnete sich die Türe und da — er traute seinen Augen nicht — in dem dunklen Rahmen, hell von der durchs Fenster flutenden Sonne beschienen, stand Lenis liebliche Gestalt, sie selbst in ihrer ganzen blühenden Anmut, die Augen schüchtern auf ihn gerichtet, der sie sprachlos, fassungslos anschaute! „Seien Sie nicht böse, Richard," begann sie leise und zaghaft, „daß ich zu Ihnen komme. Ich weiß wohl, es schickt sich nicht, aber — ein Brief hätte zu lange gedauert — und zum Schicken hatte ich niemand. Außerdem (und hier errötete sie tief) habe ich Ihnen gegenüber schon so viel Unschickliches getan, daß Sie sich gar nicht mehr wundern werden. Ich wollte Sie nur für ein paar Minuten sprechen — und dann gleich wieder gehen!"

„Ja — Leni — was führt Sie denn her? — Was wollen Sie mir denn sagen?" stotterte Richard, der seinen Augen nicht traute und nicht wußte, was er denken oder sagen sollte.

„Sie sind gestern auf der Straße an mir vorbeigegangen, und ich sah sehr wohl, daß Sie mich — verachteten, — obgleich Sie vorgestern so ganz anders sprachen. Aber Sie sollen nicht schlecht von mir denken! Hören Sie? — Sie sollen nicht! — Deshalb komme ich heute selbst!"

„Wie konnte ich Sie denn grüßen, Lenchen", antwortete Richard, „wenn ich Sie am Arme eines fremden Mannes daherkommen sah. Es schien Ihr Verlobter zu sein, dem ich keinen Grund zur Eifersucht geben wollte!"

„Schämen Sie sich, Richard," antwortete Leni, indem sie voll den schönen Kopf erhob, „mich so zu verkennen! Ja, für was halten Sie mich denn, wenn Sie mir so etwas zutrauen? Ich ging mit meinem Bruder, den ich seit zwei Jahren nicht gesehen habe, und der gestern zur Stadt gekommen ist, um mich hinunterzuholen in unser Dorf, weil meine Tante krank geworden ist, die unser kleines Hauswesen führt!"

„Ihr Bruder?" jubelte Richard auf! „Ihr Bruder? Leni, Leni! — Vergieb mir, wenn ich Dich mit diesem Verdacht gekränkt habe, aber ich selbst habe ja tausend Mal schwerer drunter gelitten, den langen Tag und die endlose Nacht! Was habe ich alles für furchtbare Sachen mir eingebildet, wie trostlos, wie elend bin ich gewesen!"

Und er flog auf sie zu, zog sie in seine Arme und alles Leid schwand hin in dem heißen, seligen Kuß, den er auf die glückselig lächelnden Mädchenlippen drückte. Auch sie vergab. Denn deshalb war sie ja gekommen, und nun saßen sie bei einander. Hand in Hand, und die helle Sonne schien durchs weit offene Fenster auf die beiden glücklichen

Menschen, zwischen denen jedes Dunkel jetzt gelichtet war, die sich jetzt entgegenkamen zum ersten Male in vollem Verständnis!

Die Liebe war da — der Lenz war gekommen und seinem keuschen Entzücken überließen sich die beiden jungen Menschen mit dem ganzen warmen Impuls ihres Gefühls, mit der ganzen vollen Empfänglichkeit ihrer Seelen. Je länger Richard Lenchen kannte, je öfter er sie sah, desto höher lernte er sie schätzen ihrer vortrefflicher Eigenschaften wegen. Sie war wirklich noch ein halbes Kind, in vielen Dingen von einer wahrhaft rührenden Unbildung und in anderen Sachen weit, weit über ihr Alter klug und erfahren.

Sie hatte viel gelesen — zu viel und ohne richtige Auswahl, sie hatte sich nach Kräften bemüht in dem jungen Köpfchen die heterogensten Dinge zu verarbeiten und möglichst zu nivellieren. Was ihn am meisten bestach, war ihre seltene Fähigkeit, schnell und leicht zu begreifen und wie die Biene aus jeder Blume ihren Honig zusammenträgt, so hatte sie schon von klein auf überall die klugen Kinderaugen dahin gerichtet, wo es etwas für sie zu lernen gab und sich nach und nach die Formen einer jungen Dame angeeignet, denen man nur selten anmerkte, daß sie nicht angeboren, sondern das Produkt einer eifrigen Selbsterziehung waren.

Nur in Augenblicken, wo ihre Heftigkeit, ihre angeborene Wildheit durchbrach, kam auch unter dem Firnis ihr eigenstes Individuelle hervor, die Erziehungslosigkeit ihrer Kinderjahre, die sie in den Dorfstraßen und auf dem Rücken ihrer wilden Pferde verlebt hatte — blitzte rücksichtslos hervor und warf für solche Momente alles andere über den Haufen.

Aber auch das kleidete sie — und das war ein Unglück für sie, denn Richard fand die Geliebte, in der sein reinstes, keuschestes Ideal sich verkörperte immer schön, immer reizvoll und begann sie wie ein Kind zu verziehen.

Er gab sich unbekümmert um Gegenwart und Zukunft dem neuen Glücke hin, und sein volles Empfinden atmete auf in wunschloser Befriedigung!

Täglich saß er nach der Arbeitszeit bei ihr in dem kleinen traulichen Stübchen, und alles freute sich, wenn er kam, denn das schlichte Herz der alten Tante Marie hatte er im Sturme erobert.

Sogar der kleine gelbe Hans in seinem Drahtkäfig schlug mit den Flügeln und piepte vor Vergnügen, wenn Richard ins Zimmer trat.

Lenchens gefühlsreiches Gemüt hing an ihm mit der ganzen, ihr eignen Intensität, es riß sie zu ihm hin in mächtiger, heißer Leidenschaft, aber ängstlich, in angeborener Klugheit versteckte sie ihr sehnendes Verlangen, stets zurückhaltend, stets ängstlich gehüllt in die geheimnisvollen Schleier ihrer kindlichen Keuschheit reizte sie halb unbewußt und doch wieder mit echt weiblicher Berechnung die Leidenschaft des Mannes, den sie liebte, von dem sie träumte und an den sie dachte bei Tag und bei Nacht!

Sie wußte — sogar von ihm selbst — daß er früher lustig und leicht in den Tag hinein gelebt hatte, daß man ihm in all den Großstädten den Sieg nur zu leicht gemacht hatte und daß er dann wieder davongezogen war, um eine hübsche Erinnerung reicher. — Sie liebte ihn — deshalb fing sie an, berechnend zu werden.

Sie hatte sich einen förmlichen Plan gemacht, nach dem sie verfuhr mit äußerster Beherrschung ihrer eignen Natur, denn sie war leidenschaftlich und temperamentvoll wie nur ein junges, unberührtes Weib sein kann. Aber sie hatte tödliche Angst, ihn zu verlieren, sie wollte ihn an sich kneueln, binden mit unzerreißbaren Banden, nicht „verliebt" wollte sie ihn wissen, „lieben" sollte er sie bis in den tiefinnersten Grund seiner Seele hinein. Wurzeln schlagen sollte diese Liebe, die mit seinem Herzblut verwachsen sollte.

Je kühler sie schien, desto glühender schlug in ihm der Brand empor, aber er ahnte nur zu gut, daß es auch in ihr wallte und wogte, wie ein vom Sturm aufgewühltes Meer.

Einmal allein zu sein mit ihr, ein einziges Mal zu ihren Füßen zu knieen in selbstvergessener trunkener Glückseligkeit, erschien ihm das höchste Ziel seines Lebens, aber niemals wagte er, sie zu bitten, sein Haus zu betreten.

Und noch eins hatte diese Liebe gezeitigt, wohl für ihn das Größte und Höchste, und dabei zugleich das Unerwarteste. Sie hatte den Künstler in ihm geweckt und einen heißen, verzehrenden Ehrgeiz in seine Seele geworfen wie eine Brandfackel, die mit einemmal alles in ihm zu heiliger Lohe entzündete. Sie selbst, mit ihrem Bedürfnis, über ihre Verhältnisse hinauszuwachsen, war ehrgeizig, ohne es zu wissen, sie wollte stolz sein auf den Mann, den sie liebte und fühlte instinktiv, daß er ein großes, seltenes Talent war. Sie verstand ja nichts von seiner Malerei, sie beurteilte, was sie sah, nur mit den naiven Augen ihres angeborenen Schönheitssinns, aber sie glaubte an ihn, als wenn eine innere Stimme ihr zuriefe „Er ist ein Künstler, er ist ein Genie."

Russisches Bauernmädchen. Nach einem Gemälde von K. B. Wenig. (Siehe Seite 8.)

Und sie gab sich her zum lauten Vermittler dieser ahnungsvollen Stimme ihres Innern, sie rief es ihm zu, wieder und immer wieder, sie feuerte ihn an, die Stunden des Tages, die er sonst, wenn seine geschäftlichen Arbeiten beendigt waren, mit seinen Bekannten verbracht, für seine Studien zu verwenden und mit Feuereifer zu malen, zu entwerfen! — Von seinen Freunden hatte er sich merklich zurückgezogen, mit Robert hatte er eine heftige Auseinandersetzung gehabt, die trotz oberflächlicher Aussöhnung eine tiefe Mißstimmung hinterlassen hatte. Er hatte ihn vor der Geliebten gewarnt, als er alles erfuhr, er hatte sie eine kleine Kokette genannt und seine Neigung als eine grenzenlose Überspanntheit bezeichnet. — Das vergab er ihm nicht. Er wußte jetzt selbst am besten, was er an ihr hatte.

Eines Abends saß er mit Leni in ihrem behaglichen Heim in der traulichen Dämmerstunde. Sie lag in dem alten Lehnstuhl, den sie ans Fenster gerückt hatte, durch das die Abendluft milde hereinzog. In der Ferne sank über dem grauen Häusermeer die Sonne in herrlicher Schönheit und die Scheiben der offenen Fenster glühten wie im Wiederschein eines ungeheuren Brandes. Die Arme unter dem Kopf lag sie da in dem dunkelbraunen Polster und das goldene Haar fiel ihr in schweren Strähnen um den feinen Hals bis in den Schoß. Die Purpurreflexe der Sonne flammten auf ihrem Gesicht, sponnen sich goldig ein in das wirre Gelock über der weißen Stirn und ließen ihre Augen leuchten und phosphoreszieren wie die Augen der Nixen und Meerfrauen in den türkischen Märchen. Lange sah er sie an in stummem Entzücken, und sagte dann leise, ganz leise und schmeichelnd in inniger Bitte: „Leni, wenn ich Dich so malen dürfte, wie Du jetzt aussiehst, wenn ich mein ganzes bißchen Kunst einsetzte, Dich so wiederzugeben, wie Du jetzt vor mir sitzest — ich glaube, das wäre die Aufgabe, mit der ich mich vor die Welt hinwagen könnte, mit der ich stolz und hoffnungsfreudig die Kritik herausfordern dürfte, denn meine Liebe würde mir die Hand dazu führen, mein Herz würde die Farben mischen!"

Ohne sich zu regen, sah Lenchen ihn an und ein feines Lächeln glitt über das schöne Gesicht, als sie ebenso leise, fast flüsternd ihm antwortete: Wenns die Tante erlaubt!? — Denn hier bei uns kannst Du doch nicht malen?;"

„Du willst?!" jubelte er auf und faßte ihre Hand, die leicht in der seinigen bebte. „Du willst?!"

„Ja, ich will! Und ich wäre selig, wenn ich Dich damit zum Künstler machen könnte!"

Wie ein elektrischer Strom durchzuckte es seinen Leib, er wußte nicht, was er tat vor Glück und Seligkeit, glitt lautlos zu ihren Füßen und vergrub sein Gesicht in ihrem Schoß, während sie ihre Hände auf sein geliebtes Haupt legte und lächelnd hinzufügte: „Und wenns die Tante nicht erlaubt, so komme ich heimlich! Und niemand darfs wissen, denn ich will Dein erstes Bild sein — hörst Du, Richard — ich wills, denn ich weiß, es wird gut! — Und was soll es werden? Wie willst Du Dein Bild taufen, wenn Du's hinausschickst in die Welt, daß alle Dich bewundern und beneiden?!"

„Goldlenchen soll's heißen, wie sein süßes Original und den ganzen Zauber Deines keuschen goldseligen Wesens soll's wiederspiegeln. Aus den lichtglänzenden Augen soll sie herausschauen wie aus einem kristallenen Feenpalast, die unentweihte Unschuld Deiner reinen Seele und jeder soll den Künstler beneiden, nicht um seinen Ruhm, nicht um sein Können, sondern um sein Modell, sein menschgewordenes Erdenglück — um sein Goldlenchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Prüfungsschießen.

Militärhumoreske von Johann Tenge-Düsseldorf.

(Nachdruck verboten.)

Im Regiment 39 herrscht große Aufregung. Heute mittag war laut Korpsbefehl plötzlich angeordnet worden, daß das in jedem Jahre einmal stattfindende Prüfungsschießen der Infanterie-Regimenter morgen vormittag abgehalten werden sollte. Da nun von diesem Schießen das Kaiserabzeichen abhing, womit noch für den betreffenden Kompagniechef ein Ehrensäbel verbunden war, läßt sich die Aufregung wohl begreifen.

Dem Herrn Hauptmann von Lasinski schien die plötzliche Nachricht ganz besonders auf seine leicht erregbaren Nerven geschlagen zu sein.

„Und ich sage Ihnen," so wandte er sich zu seinem Feldwebel hin, der bemüht war, mit den langen Beinen seines Kompagniechefs Tritt zu halten, als dieser auf dem Kasernenhof auf und ab schritt, „Sie sollen's erleben, die Schlumpschützen reißen uns wieder hinein! Da ist besonders dieser eine, na — daß ich die Namen nie behalten kann — wie heißt der Kerl doch noch?"

„Schmitz, Herr Hauptmann!"

„Ja, ich glaube Schmitz ist's. Der Mensch schießt sich 'ne Naht zusammen! Wie 'ne gesengte Sau schießt der Kerl! Wenn der gerade morgen nicht dabei wäre!"

„Er könnte ja revierkrank sein, Herr Hauptmann!" meinte der Feldwebel, indem er seinen Kompagniechef verständnisvoll ansah.

„Ja, wenn der Mann so vernünftig wäre und morgen früh krank würde, aber — dazu ist der Kerl viel zu dumm! Na, ich habe jetzt keine Zeit mehr. Schicken Sie mir die Unterschriften in meine Wohnung, ich bleibe heute nachmittag zu Hause, um mir noch so einiges für morgen durch den Kopf gehen zu lassen!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Der Feldwebel stellte sich stramm hin, während der Hauptmann sich grüßend abwandte und durch das Portal die Kaserne verließ.

* * *

„Schmitz, Du sollst mal zum Feldwebel kommen!" kam die Kompagnie-Ordonnanz zu diesem auf die Stube.

„Zum Feldwebel? Weißte nich, was der „Spieß" von mir will, Willm!" fragte Schmitz ängstlich, indem er sich hastig die Uniform in Ordnung brachte.

„Hab' keine Ahnung," antwortete dieser.

Beim Hinuntergehen überlegte Schmitz. Der Feldwebel wird doch wohl nicht erfahren haben, daß du vorgestern abend „Zapfen" gestrichen hast und über die Mauer geklettert bist! Sein Knie, das er sich bei dieser Gelegenheit stark geschunden hatte, fing wieder an zu schmerzen. Schnell rieb er sich noch mal übers Gesicht. Der „Spieß" sollte doch nicht merken, daß er Angst hatte. Auf das „Herein" der bekannten Stimme gab er sich noch mal einen kräftigen Ruck, trat dann ein und meldete mit lautem Tone, hinter dem er seine Angst verbarg: „Füsilier Schmitz, zur Stelle!"

Der Feldwebel sah Schmitz eine Weile stumm an und überlegte, wie er dem Menschen am besten beibringen sollte, daß er morgen krank sein mußte.

Schmitz dagegen zermarterte sein Gehirn, was er als Entschuldigung für sein „Zapfenstreichen" vorbringen sollte. Die niedrigste Strafe waren 3 Tage Arrest.

„Sagen Sie mal, heute morgen beim Exerzieren machten Sie mir den Eindruck, als wenn Sie nicht ganz wohl gewesen wären?"

Aha, dachte Schmitz, das verletzte Bein. „Herr Feldwebel," stotterte er, „ich — ich — wüßte nicht!" Es wurde ihm schwül.

„Morgen ist Prüfungsschießen, verstanden, Schmitz, Prüfungsschießen, und da können Sie doch als „Kranker" — das letzte Wort ganz besonders betonend — nicht mitschießen, was?"

„Herr Feldwebel, ich fühle mich ganz gesund!" beteuerte Schmitz ziemlich eifrig.

Der Feldwebel überlegte hin und her. Der Kerl war zu dumm.

„So," drehte er sich jetzt wieder ärgerlich zu Schmitz hin, „das will ich Ihnen sagen, wenn Sie morgen wieder, wie gewöhnlich, alles vorbeischießen, dann sei Ihnen Gott gnädig! Scher Dich zum Teufel!"

Schmitz ließ sich das nicht zweimal sagen und verschwand.

* * *

„Herr Feldwebel," meldete sich gleich darauf der Schießunteroffizier, „ich habe die Schützen für morgen herausgezogen. Ich wollte den Herrn Feldwebel mal fragen, ob ich die schlechten Schützen zuerst oder zuletzt zum Schießen kommandieren soll?"

„Ja, die schlechten Schützen, die machen mir auch schon Kopfschmerzen," antwortete der Feldwebel, „wenn wir nur den allerschlechtesten, den Schmitz, dazwischen weghätten!"

„Das regele ich schon, Herr Feldwebel, der Schmitz schießt morgen nicht mit, dafür will ich schon sorgen!"

„So, na, dann nehmen Sie die Sache in die Hand!"

„Zu Befehl, Herr Feldwebel," antwortete Unteroffizier Franz.

Beide vertieften sich sodann in die Schießlisten.

Hauptmann von Lasinski stand am nächsten Morgen vor seiner Wohnung und wartete auf sein Pferd. Er war recht mißgestimmt. Zuerst hatte man ihn zu spät geweckt, dann war der Kaffee mal wieder zu heiß gewesen, daß er sich in der Eile die Zunge damit verbrannt hatte, und zu guter Letzt blieb nun auch noch — um das Maß voll zu machen — der verfluchte Pferdebursche mit dem Pferde aus.

„Und das alles an dem Tage, wo Prüfungsschießen stattfinden soll!" brummte er, aufgeregt nach der Uhr sehend. — „Wo kommst Du denn so spät wieder her?" herrschte er den eben um die Ecke biegenden Pferdeburschen an.

„Aus dem Stall, Herr Hauptmann!"

„Ja — aber, was ist denn das? Wo ist denn mein Bursche, der Gefreite Schneider?" fragte der Kompagniechef erstaunt, als er an dessen Stelle den Füsilier Schmitz erblickte.

„Zum Schießen, Herr Hauptmann!"

„Zum Schießen?"

„Jawohl, Herr Hauptmann! Der Schießunteroffizier hat mir befohlen, für den Gefreiten Schneider das Pferd hierher zu bringen!"

Der Kompagniechef schüttelte den Kopf. Das war ihm unbegreiflich. Den schlechtesten Schützen, anstatt ihn nochmals vor dem Schießen gründlich vorzunehmen, zu solchen Diensten zu kommandieren. „Das scheint mir in der Kaserne wieder ein nettes Durcheinander zu sein. Es ist unglaublich," brummte er beim Aufsteigen, „man muß alles selbst machen. — Beeilen Sie sich aber, daß Sie nicht zu spät zum Schießen kommen!" rief er, sich im Sattel umdrehend, dem verdutzt dreinblickenden Schmitz noch zu, dann setzte er die Sporen ein und ritt schnell von dannen. — —

„Wenn ich nur wüßte, was die eigentlich von mir wollen," sann Schmitz auf dem Wege zur Kaserne nach, „was das alles bedeuten soll?! Gestern fragt mich der „Spieß", ob ich krank sei, heute morgen kommandiert mich der Schießunteroffizier zur Ablösung des Pferdeburschen und sagt noch ausdrücklich: Schmitz Sie brauchen heute nicht zum

Schießen zu gehen und nun befiehlt der „Alte": Schmitz, machen Sie daß Sie zum Schießen herauskommen! Alle total verrückt! Total verrückt!"

In der Kaserne zog er sich schnell zum Schießen an. Da fiel ihm auf einmal ein, daß er ja sein kleines Schießbuch dem Pferdeburschen geliehen hatte, und haben mußte er eins. Der Herr Oberst fragte danach immer zuerst, und neulich hatte erst einer drei Tage bekommen, weil er's vergessen hatte.

„Was nun!" sann er nach. Aha, der Weckel, der „Franzos", der ist ja krank auf der Revierstube, der wird seins wohl im Spinde liegen haben. Gott sei Dank, der Schlüssel paßte. Er steckte das zwischen der Wäsche gefundene Schießbuch, wie's befohlen war, in die linke Rocktasche und trottete nun, da die Abteilungen schon längst die Kaserne verlassen hatten, allein los.

Auf dem Schießstande angekommen, schlich er sich durch die Büsche, damit ihn nur ja kein Vorgesetzter zu sehen bekommen sollte und mischte sich unter seine Kameraden.

Mit den nächsten Fünfen ging er gleich mit bis zur Entfernung 250 Meter, von wo aus geschossen wurde.

Unter den fünf Mann, die gerade abgeschossen hatten und ihnen entgegen kamen, befand sich auch der Gefreite Schneider, der Pferdebursche des Kompagniechefs, der heute eigentümlicherweise, wie Schmitz konstatierte, einen Füsilierrock an hatte.

Kaum hatte dieser den Schmitz erblickt, als er auch schon erschreckt auf ihn losstürzte und ihm zuraunte: „Dummer Hammel — Schmitz diente im ersten Jahre — Du sollst doch heute nicht schießen, ich habe ja schon für Dich geschossen!"

„Doch, doch," versetzte Schmitz und machte sich los, „der Herr Hauptmann hat mir's heute morgen, als ich ihm das Pferd brachte, ausdrücklich befohlen!"

„So — o —, das ist natürlich was anderes, dann reiß' Dich aber zusammen!"

Schnell eilte Schmitz seinen vorangeschrittenen Kameraden nach und stellte sich zwischen diese. Gott sei Dank, dachte er, bis jetzt hat's gut gegangen!

Jetzt war die Reihe an ihn.

Er kletterte auf das ihm bis zur Brusthöhe reichende Aufliegegestell, das zum Liegendschießen diente, und fing an zu laden.

In diesem Moment rief der Patronenausgeber: „Der Herr Oberst kommt!"

Schmitz zuckte zusammen. Wie der Blitz schoß es ihm durch den Kopf: „Du hast ja spitze Stiefel an!" In der Eile hatte er in der Kaserne vergessen seine Kommisstiefel anzuziehen. Und der Herr Oberst hatte bei Strafe verboten, im Dienst spitze Stiefel zu tragen. Nun saß er in der Klemme.

„Ruhig Blut behalten!" ermahnte Hauptmann von Lasinski die Schützen. „Muß der auch noch kommen und mir den so gut angefangenen Schießtag verderben," brummte er mit aufgeregter Stimme vor sich hin. „40 Mann haben abgeschossen, davon 32 erfüllt!" meldete er sodann dem herantretenden Regimentskommandeur.

„Danke, Herr Hauptmann, das ist ja ein sehr gutes Resultat, sind ja 80 Prozent! — Aber der Mann da auf dem Aufliegegestell, der bewegt ja fortwährend die Beine," fuhr der Oberst weiter fort und trat näher an Schmitz heran.

„Jetzt geht's los, die spitzen Stiefel," denkt Schmitz mit Schrecken. Das geschundene Knie tat ihm auch wieder weh.

„Na, mein Sohn," sagte der Regimentskommandeur, „nun werden Sie nur nicht unruhig. Was soll das denn geben im Feldzuge, wenn mal die Kugeln um Sie herumpfeifen? Zeigen Sie mir doch mal Ihr kleines Schießbuch! — Sie sind doch ein guter Schütze, Weckel," sprach der Oberst weiter, das ihm von Schmitz überreichte Schießbuch durchblätternd, „warum denn die Unruhe!"

Bei Nennung des Namens Weckel hatte Schmitz plötzlich das Gefühl bekommen, als wenn ihm jemand ins Gesicht geschlagen hätte. Das hatte er vollständig vergessen. Er hatte ja Weckels Schießbuch aus dem Spinde genommen und dem Herrn Oberst als sein eigenes überreicht. „Jetzt, Pitter, biste verloren!"

Der Herr Oberst war zu seinem Kompagniechef getreten; Schmitz hörte noch so eben bei dem Sausen und Brausen im Kopfe die Worte „Weckel" und „Elsaß-Lothringen".

So schnell hatte sein Gehirn noch nicht gehämmert. Wie der Blitz schossen ihm die Gedanken durch den Kopf. „Pitter, du kommst vors Kriegsgericht" — er schauerte zusammen. Alles würde jetzt ans Tageslicht kommen. Die Urlaubsüberschreitung — die spitzen Stiefel — das falsche Schießbuch — Ach, du lieber Gott! Der Schweiß lief ihm übers Gesicht und trotzdem schnatterte er vor Kälte mit den Zähnen.

Und erst die Nachbarn auf der Ratinger- und Ritterstraße. — „Hat ehr et schon jehöt, de Pitter es op Festung. — Ech han et jo immer jesaht, us dä Jong wöd nix — dat wor schon ene Daugenix, do konnt hä sich noch nit de Box zu maake —"

„Sagen Sie mal, Weckel," so trat der Herr Oberst jetzt wieder zu dem zusammenfahrenden Schmitz heran, „ich höre eben von Ihrem Herrn Kompagniechef, daß Sie aus Elsaß-Lothringen sind!"

Oberst Richter hatte längere Jahre in den Reichslanden gedient und interessierte sich daher stets noch für Leute aus dortiger Gegend. — „Wo sind Sie denn da zu Hause?"

Schmitz wußte nicht, was er sagen sollte. Aber es nutzte nichts, die Rolle des Weckel mußte er weiter spielen, sonst war er verloren.

„Na, Weckel, hören Sie nicht? Ich möchte gern wissen, aus welcher Gegend der Reichslande Sie stammen?"

„Aus der Umgegend von Metz, Herr Oberst!" fuhr es Schmitz aus der geängstigten Brust heraus.

„So, woher denn da?"

Vor Schreck hätte Schmitz beinahe losgeschossen ohne zu zielen. In Geographie wußte er rein gar nichts. Den Namen Metz hatte er zufällig aus der Instruktionsstunde behalten. Er begann jetzt eifrig zu zielen.

„Ich möchte gern wissen, aus welchem Orte Sie sind, Weckel?" fragte der Regimentskommandeur zum zweiten Male.

Schmitz zielte krampfhaft weiter.

„Herr Hauptmann," so wandte sich der Oberst zu diesem, „so etwas ist mir denn doch noch bei keiner Kompagnie passiert. Alle Leute, die ich bis jetzt gefragt habe, gaben mir Antwort. Der Mann da" — auf Schmitz zeigend — „verliert gleich vollständig den Kopf und weiß noch nicht einmal mehr, wo er her ist, unglaublich!"

Man konnte aus den Worten des Regimentskommandeurs deutlich heraus hören, daß ihn der Vorfall sehr verstimmt hatte.

Des Kompagniechefs Blicke wanderten unheilverkündend zu dem noch immer eifrig zielenden vermeintlichen Weckel hin.

„Ich will nur wieder gehen," fuhr der Kommandeur fort, „sonst weiß schließlich keiner Ihrer Leute mehr, wo er geboren ist!"

Der Hauptmann konnte vor Zorn kaum dem weggehenden Herrn Oberst die schuldige Ehrenbezeugung erweisen.

Ihm so etwas sagen, wo er sich die redlichste Mühe mit den Kerlen gab!

In diesem Augenblick traten der Feldwebel und der Schießunteroffizier heran — der Hauptmann hatte sie beide, da sie schon sehr früh auf dem Schießstande gewesen waren und das Schießen bis dahin so gut verlaufen war, für eine halbe Stunde zum Frühstücken fortgeschickt.

„Feldwebel," schnaubte der Kompagniechef, so daß dieser

Krieger-Denkmal des Inf.-Regts. Nr. 39 im Aaper Wald. (Siehe S. 8.)

schon erschreckt die Brieftasche herausriß, „schreiben Sie mal: Der Füsilier Weckel erhält 3 Tage strengen Arrest, weil er auf Befragen dem Regimentskommandeur nicht geantwortet hat!"

Der Feldwebel spitzte bei Nennung des Namens Weckel die Ohren.

„Weckel, Herr Hauptmann, der ist ja krank!"

Der Schießunteroffizier war mittlerweile an den noch immer regungslos auf dem Schießgestell liegenden Schmitz herangetreten. „Herr Hauptmann," rief er erschreckt, „das ist ja der schlechte Schütze, der Schmitz!"

„Schmitz!" wiederholte der Kompagniechef mechanisch.

„Herr Hauptmann, ich weiß nicht, wie der Schmitz zum Schießstand herauskommt, er sollte für heute morgen den Burschen vom Herrn Hauptmann ablösen!" fuhr der Schießunteroffizier fort.

„Haben Sie denn den Schmitz hierher geschickt?" so wandte sich jetzt der Hauptmann ärgerlich dem Feldwebel zu.

„Nein, Herr Hauptmann!"

„Schmitz kommen Sie mal her! Welcher Esel hat Sie denn heute zum Schießen herausgeschickt? Antwort, oder —"

„Der Herr Hau — —"

„Halts Maul!" schrie der Kompagniechef dazwischen.

Die heilige Cäcilie.

Von A. Trinius.

(Nachdruck verboten.)

Wo die Villenstraße aus dem Städtchen sich zum nahen Walde windet, halten einige Linden Wacht am Wege. Gegen den Stamm des einen Baumes steht ein vollkräftiger, blonder Mann gelehnt. Die Haare wallen ihm bis in den festen Nacken hinein. Seine Augen, hell wie Bergwasser, sind schwärmerisch in die Luft gerichtet, als sähe er da oben überirdische Erscheinungen. Zuweilen bewegen sich die Lippen. Dann wieder hebt er plötzlich die rechte Hand, über das Gesicht läuft es wie ein Schimmer freudiger Erkenntnis; dann beginnt er mit ausgestrecktem Zeigefinger, leise vor sich hinsummend, den Takt zu schlagen.

Der „Herr Kapellmeister" ist eine bekannte Figur im Städtchen. Ein harmloser Mensch, dessen Verrücktheiten niemand wehe tun. Ein paar Knaben, die mit Lesehol aus dem Walde heimkehren, bleiben ein Stück weiter stehen, schauen sich heimlich um und flüstern: „Der is wedder närrsch heite! Der hot sinen Tag!" Zwei junge Schönen, welche Arm in Arm vorüberwandeln, raunen sich bedauernd zu: „Die Liebe soll ihn verrückt gemacht haben! Die Liebe!" Und beide Jungfräulein seufzen heimlich auf. —

Volkmar Deusing, der einzige Sohn bemittelter Eltern, litt es nicht in dem ihm dermaleinst zugewiesenen Berufe. Musiker werden! Danach stand sein Hoffen und Streben. Und so heftig Vater und Mutter, in engumrahmten Verhältnissen groß und wohlhabend geworden, sich auch sträubten, diesem für ihr Empfinden unsoliden Gedanken Raum zu geben, es kam doch eine Stunde, da ihr einziges Kind seinen Willen durchsetzte. Der Herr Kirchenrat, ein stiller Freund der Frau Musika, hatte für ihn heimlich bei den Eltern mit eingewirkt. Und so ging's denn mit vollen Flügeln der Sehnsucht nach Leipzig aufs Konservatorium. Selige Tage! Wie auf Harmonien schien jeder einzelne den begeisterten Jünger dahin zu tragen! Über Wogen glitt er, deren jede einzelne ihm Melodien entgegen zu rauschen schienen. Seine Begabung wurde bald von den Lehrern anerkannt und gehoben. Freunde drängten sich an ihn heran; tiefe, lebenheischende Mädchenaugen suchten die seinen. Daß ihn etwas wie frische Bergwaldnatur umwitterte, das lieh ihm in den Augen der Mitstrebenden sogar eine ganz besondere Anziehungskraft. Weiche Mädchenhände banden ihm den flatternden blauweißen Schlips, Kameraden boten ihm Freundschaft „fürs Leben" an, und hatte er sein Klavierspiel beendet, da fühlte er sich von weichen Armen umschlungen; brennende Lippen preßten sich auf die seinen, zehrende Lebensglut schlug in sein junges Blut hinüber, sehnend, suchend, begehrend. Aber das gehörte wohl zur heiligen Kunst! Ein Rausch ohnegleichen, wie er ihn nie geahnt.

Und dann kam eine, vor der er hätte mögen niederknien, ihr zu bekennen, was sie seinem armen, dummen Herzen alles geworden sei. Geworden in so kurzen Tagen! Als wäre eine Binde plötzlich über Nacht von ihm genommen, und erst jetzt sähe er die Schönheiten dieser leuchtenden Welt. Ihr zu leben, für sie schaffen, sie dereinst ganz sein nennen zu dürfen . . . ein paar Nächte daran gesetzt, und seine Komposition war vollendet. Noch jugendlich stürmisch, doch von den Lehrern mit Achtung und Anerkennung angenommen. Ja, eine Aufführung war sogar versprochen worden! Und als er ihr dies alles gestand, da hatte sie ihn mit großen, seltsam funkelnden Augen angeschaut, dann seinen Arm ergriffen und ihn mit fortgeführt.

Es war Abend. Sie wohnte in einer stillen Seitenstraße draußen, wo der Lärm der Geschäftswelt niemals hineinrauschte. Vor ihrer Tür hatte er sich verabschieden wollen. Sie aber hatte ihn noch fester gefaßt. Und wieder dieses große, merkwürdige Fragen in ihren Augen, die vom niederwippenden Strohhute überschattet wurden. Kalt und siedend war es ihm da über den Leib gelaufen. Fast willenlos war er ihr in das Stübchen gefolgt, das sie im unteren Geschoß allein bewohnte. Drinnen Teppiche, Parfum, der Geruch von Zigaretten, der üppige sinnschwüle Zauber des dunklen Kindes aus fernem Lande von jenseits des Meeres.

Und wie Meeresbrandung war es auch an diesem Abend über ihn gekommen. Alles vergessen, verschwommen, untergetaucht. Unselig-seliges Glück gab sie ihm. Und als er dann von seiner festen Absicht sprach, sie dereinst heimzuführen, da lachte sie ihn hell an; ihre weißen, spitzen Zähne leuchteten, wie die eines schönen, gezähmten Raubtieres. „Geh' heim!" rief sie ihm zu. „Morgen früh denkst Du nicht mehr an das dumme Gerede! Warum soll ich Dich nicht lieb haben, da Du für mich so Herrliches komponieren konntest? Stolz hast Du mich gemacht! So, und nun: Gute Nacht, deutscher Träumer!"

Da war er wie von Sinnen heimgewankt. Von Stund' an war eine seltsame Veränderung mit ihm vorgegangen. Er begann die heitere Gesellschaft zu meiden, er, der bisher in frischer Kraft einer der Heitersten gewesen war. Als aber ein Freund ihm das Geheimnis seiner seltsamen Laune entriß, da er von diesem erfuhr, nur ein Glück genossen zu haben, das andern vor ihm längst geblüht, da brach er zusammen. Eines Tages war er verschwunden. Bald darauf kehrte er in die Heimat zurück, — ein gestörter Geist. Der Vater war inzwischen gestorben, so hielt die Mutter mit dem stillen, brütenden Sohne Haus. Nun seit zehn Jahren wohl. Der „Herr Kapellmeister" war eine stadtbekannte Figur geworden. Es gab Tage, an denen er wieder im Vollbesitz seiner Geisteskräfte zu sein schien, bis Erinnerungen ihn packten und wieder niederwarfen. An warmen Sommerabenden ging mancher unbemerkt die stille Gartenstraße entlang, um unter dem Fenster stehen zu bleiben, dem ergreifenden Spiel des Herrn Kapellmeisters heimlich zu lauschen.

Noch immer steht Volkmar Deusing unter der Linde. Jetzt erst senkt er den blonden Kopf. Als sich kräftige Schritte von der Stadt her nähern, da stürmt er plötzlich wie verfolgt ein Stück dem Walde zu. Endlich bleibt er wieder stehen, fährt sich mit gespreizter Hand durch das volle Haar und wendet sich seitwärts durch einen Hallengang schlanker Tannen bis er eine blühende Bergwiese erreicht hat. Da wirft er sich lang nieder.

Er breitet weit die Arme aus, als wolle er die ganze bunte, duftende Blütenüberfülle umfassen, an sich schließen. Er seufzt, er ringt die Hände, er seufzt. Die schönen, tränenumflorten Augen richten sich wie in Anklage gegen den strahlenden Himmel, als müsse von dort Erlösung aus harter Pein ihm endlich kommen. Und dann flüstern die zuckenden Lippen immer wieder: „Anita! Anita!"

Nun ruht er still. Nur die breite Brust arbeitet noch in verwehenden Atemzügen. Hoch in den Lüften, im nahen Walde, allüberall singen die Vögel. Das feierliche Rauschen in den Baumkronen mischt sich drein. Irgendwo plätschert ein Bächlein still für sich zu Lande. Da hebt sich plötzlich die Gestalt des Ruhenden. Er richtet sich halb auf und lauscht. Weit, schimmernd, betroffen wird sein Gesicht. Es leuchtet in ihm auf. Auf dem einen Arm gestützt, wendet er den Kopf gespannt nach einer waldumsäumten Berglehne, die vor ihm zur Wiese niederfällt. Von dort oben hallt jetzt wachsender Gesang einer vollen, glockenreinen, herzrührenden Mädchenstimme. Gleich darauf taucht oben unter den Buchen eine weißgekleidete, schlanke Mädchengestalt auf. Die Augen des Ruhenden sind weit aufgerissen.

„Cäcilie! Die heilige Cäcilie! Sie kommt zu mir! Sie hat mich gehört! O, mein Gott, o, mein Gott!"

Langsam, singend, dann und wann für einen Augenblick stehen bleibend, um ein paar Blumen zu pflücken, schreitet die Gestalt immer näher. Da bricht ihr Gesang ab. Ihre Augen gleiten fragend und etwas neugierig über den blonden Mann, der sich jetzt erhebt und kindlich bittend die Hände nach ihr ausstreckt.

„Singe weiter! Bitte, bitte! Du kommst vom Himmel, ich weiß es! Du bist die heilige Cäcilie! Erhört hast Du mich, weil ich so viel leiden muß. Singe! Ich bitte Dich!" Und wieder hebt er die Hände nach ihr, und in seinen Augen liegt ein schwärmerischer Glanz, der sie betroffen macht.

Erst hat sie ihn still in die Augen geschaut; dann neigt sie den Kopf. Ein Verstehen scheint über sie zu kommen. Vielleicht ist das der verrückte Kapellmeister, von dem man ihr und der Mutter erzählte. Sie sind ja erst seit ein paar Wochen hierher versetzt worden. Der Vater als Richter auf dem Amte. Sie überlegt. Dann fragt sie mit leiser, lieber Stimme:

„Hören Sie es denn gern, wenn ich singe?"

Er hat, ohne daß sie es wehren konnte, ihre Hand erfaßt. Dringlich suchen seine Augen die ihren.

„Singe, bitte! Das tut so wohl! Ich habe so lange auf Dich gewartet, so lange! Du hast einen weiten Weg gehabt! Vom Himmel herab!"

Sie schüttelt das dunkle Haupt und lächelt.

„Nicht doch! Ich komme nicht vom Himmel, bin wie Sie ein Erdenkind. Aber wenn Sie es gern hören, so will ich noch eins singen."

Er nickt nur. Er behält ihre Hand in der seinen und so schreiten sie langsam auf weichem Waldwege in der Richtung nach der Stadt.

„Das sang ich auch einmal . . . lange ist's her! Wohl tausend Jahre! Ich weiß es nicht mehr. Mein armer Kopf! Aber Du mußt mitkommen, meine Mutter soll Dich sehen! Nicht? Wo Du bist, wo Du singst, ach, da wird's so ruhig hier drinnen!"

Eine halbe Stunde später steht Volkmar mit dem jungen Mädchen vor der Gartentür des Elternhauses. Seine Begleiterin hat sich von ihm losgemacht und schickt sich an, weiter zu gehen. Traurig blickt er sie an.

„Aber meine Mutter?" Und auf einmal ruft er freudig erregt über den Zaun fort: „Mutter! Mutter! Die heilige Cäcilie!"

Im nächsten Augenblicke steht die Frau neben dem Mädchen und streckt ihm freundlich die Hand entgegen. Ein heimlicher Blick des Verständnisses fliegt zu ihr. „Wollen Sie nicht näher treten? Ich würde mich sehr freuen, sehr! Sie sind gewiß musikalisch? Ich nehme es aus den Äußerungen meines Sohnes an. Und wenn Sie jetzt nicht wollen . . . ein ander Mal! Ich bin eine einsame Frau . . . und . . ." Es zuckt um ihr Gesicht. „Mein Sohn liebt Gesang so sehr! Er tut ihm so wohl! Nicht wahr, ich darf Sie einmal erwarten? Halten Sie mich nicht für aufdringlich! Vielleicht lernen Sie mich noch verstehen." —

Wenige Tage später weilt Christiane Bahnsen bei der Mutter des Kapellmeisters. In einer Ecklaube des Gartens sitzen sie zusammen.

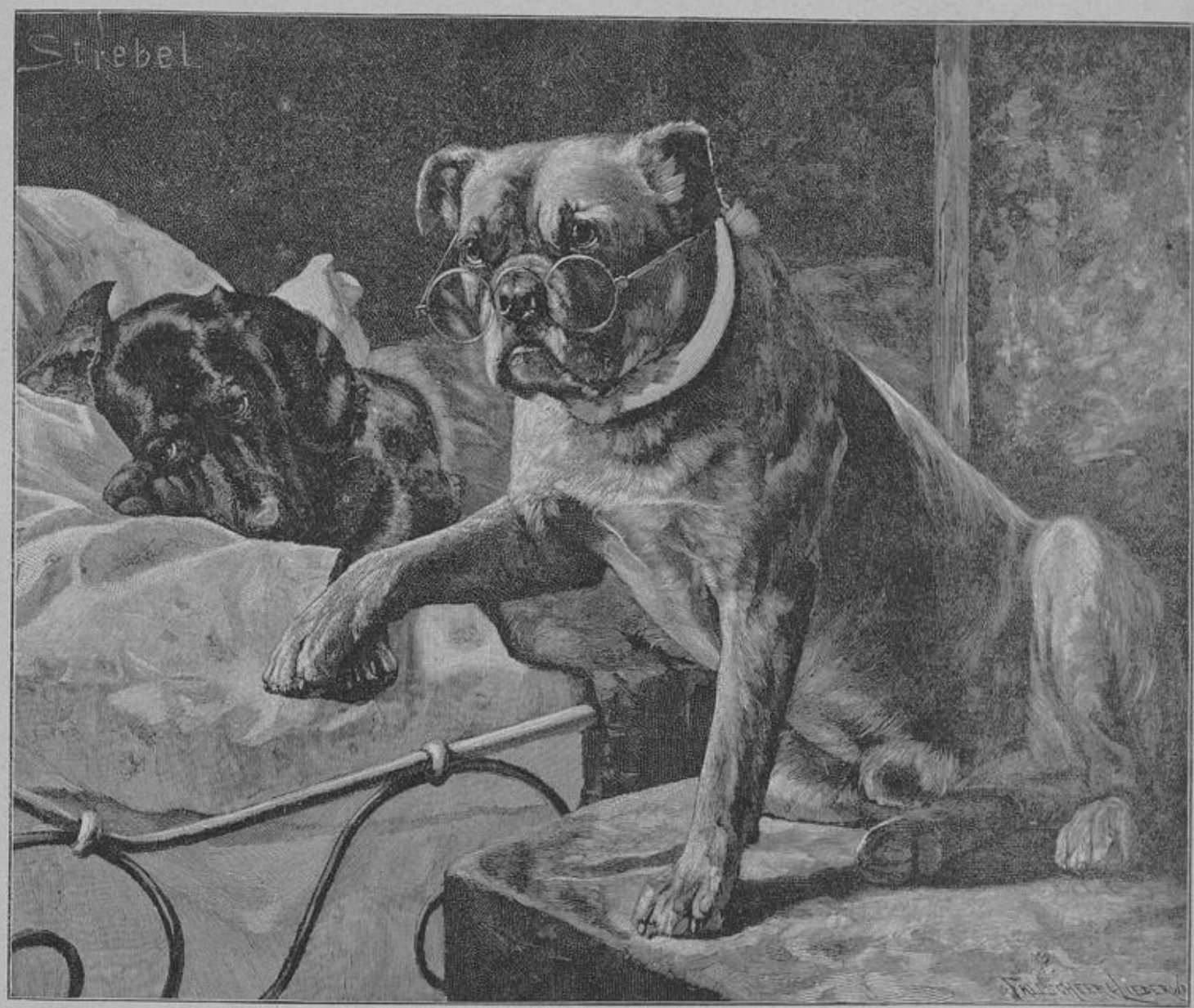
„Cäcilie!" Es klingt wie Aufjauchzen.

„Ich habe Ihrem Spiele zugehört. Welch eine Kunst!"

Er schüttelt den Kopf, er wehrt ab. Dann spricht er langsam:

„Du warst im Spiel, weiter nichts! Ich sah den Himmel offen und Du saßest mitten unter den Engelein vor dem Throne Gottes und sangest. Und alles lauschte Deiner Stimme. Nun will ich sie auch hören! Komm, Mutter, führe sie hinein. Singen soll sie! Ach, das tut so gut! So wohl, so wohl!"

Und Christiane hat ihm den Wunsch erfüllt. Neben dem Flügel auf dem er begleitet, steht sie und läßt in vollen, tiefen Tönen ihre Lieder tönen. Und als sie endlich geendet hat, da sitzt der Kapellmeister noch immer still für sich, den Kopf tief in die Hände gestützt. Tränen laufen ihm sacht unter den Fingern hin. Dann aber springt er auf,



In ärztlicher Behandlung. Nach dem Gemälde von Richard Strebel. (Siehe S. 8.)

Aus dem weit geöffneten Fenster des Untergeschosses hallt das Spiel Volkmars. Noch weiß er es nicht, daß Mutter draußen inzwischen Besuch erhalten hat. Seine Seele wandert. Sie klagt und jubelt auf dem Flügel, sie betet und weint. Ein Lied scheint sich in das andere zu schlingen; es braust wie Sturmwind einher und säuselt dann wieder lind wie von jungen Kinderlippen herüber. Christiane hat sich hinten angelegt. Tief ergriffen lauscht sie dem Spiel. Einmal kommt es unbewußt ihr über die Lippen: „Wunderbar! Wie schade!"

Da fühlt sie die Hand der Mutter sich sacht auf die ihrige legen. Ein paar feuchte Augen blicken sie an:

„Nicht wahr? Und alles zerstört! Er wird nie wieder gefunden! Die Ärzte haben es mir gesagt."

Als nach einiger Zeit Schritte über den Kiesweg knirschen, da erhebt sich Christiane. Gleich darauf steht der „Kapellmeister" vor ihr. Und als er sie erblickt, da geht es wieder wie ein Leuchten über sein Gesicht.

hebt wie in Anbetung beide Hände empor und ruft leuchtenden Auges:

„Nun ist doch ganz gewiß: Du bist die heilige Cäcilie! Mutter, nicht wahr?"

Und die Mutter nickt leise dazu. —

Die „heilige Cäcilie" ging von da ab aus und ein im Hause der so tief gebeugten Mutter. Sie sang ihre Lieder und lauschte dann wieder dem versonnenen Spiele Volkmars. Es tat ihrem Herzen wohl, durch ihr Erscheinen, ihren Gesang Sohn und Mutter etwas wert geworden zu sein. Die Wohnung ihrer Eltern lag ein Stück abwärts in derselben Gartenstraße. Da konnte sie leicht mal herüber huschen. Zuweilen ließ es der verrückte Kapellmeister sich nicht nehmen, sie bis hinüber zu geleiten. Und die Vorübergehenden, die es sahen, wunderten sich nicht weiter darüber, trotz der wehenden Kleinstadtluft. Man wußte nur, daß der arme Kapellmeister jetzt weitaus ruhiger geworden war, daß er nur sehr selten öffentlich sich zeigte und dann still, mit schwärmerisch erhabenen Blicken seines Weges schritt.

Nun war der Sommer längst entwichen. Herbststürme flogen unwirsch über das offene Land und rissen die letzten müden Blätter von den Bäumen nieder. Eines Morgens lag der nahe Berg an der Stadt wie blutüberströmt da. Kahl streckten die Wipfel ihre Kronen in die wildbewegte Luft. An diesem Morgen schrak die Mutter Volkmars beim Lesen des Lokalblättchens leicht zusammen. Soeben war ihr Auge auf eine Anzeige gefallen, in der die Eltern Christianes deren Verlobung mit einem Assessor mitteilten. Sie lehnte sich sacht zurück und ihre Lippen murmelten:

„Nun wird seine heilige Cäcilie wohl nur noch selten herüber kommen! Der Aermste!“

Und sie behielt Recht. Doch der Kapellmeister erfuhr nichts von dieser Veränderung, welche mit seiner Heiligen vorgegangen war.

Nur eines Tages, da er nach langem, sehnsuchtsvollem Spiele plötzlich aufsprang, vor der Mutter niederkniete und aufschluchzend sein Haupt in ihren Schoß barg, da schrie er halblaut auf:

„Mutter, Mutter! Die heilige Cäcilie hat mich verlassen! Sie zürnt mir!“ — Sie strich ihm sacht über den Kopf und erwiderte sanft: „Warum, mein lieber Junge, soll sie Dir zürnen? Ich kenne sie besser — die ist gut!“

‚Gut! Ja, ja! Aber warum singt sie nicht mehr? Warum nicht?‘

An diesem Abend aber kam seine Heilige wieder. Und alles Zurückliegende schien bei dem Kranken vergessen. Er lachte so fröhlich wie ein Kind, tanzte im Zimmer umher, und erst, da sie zu singen anhub, nahm sein schönes Gesicht wieder den Ausdruck religiöser Schwärmerei an. Die Mutter hatte dem jungen Mädchen noch einmal alles Glück gewünscht.

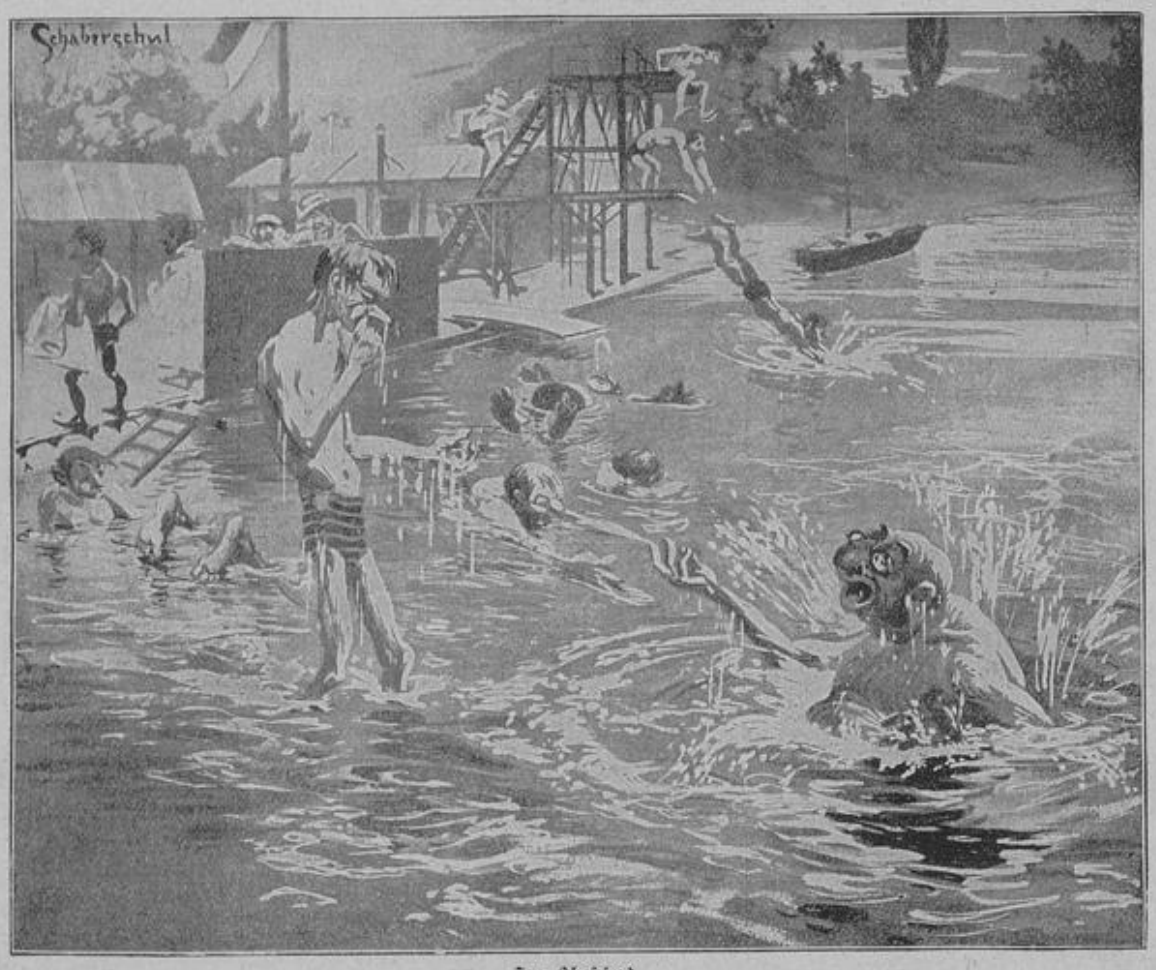
„Nur er braucht's ja nicht zu wissen, nicht?“ Und Christiane hatte dazu billigend genickt —

Winterpracht auf den Bergen, weit hinaus im schneeglitzernden Lande. Ein paar Wochen hatte sich die heilige Cäcilie nicht bei Deusings blicken lassen. Innere Unruhe ist über den Kapellmeister seit Tagen gekommen. Vom Turm hat die Uhr zehn verkündet. Die Mutter ist schlafen gegangen. Er sitzt noch am Flügel. Die Finger irren hin und her. Seine Augen aber wandern hinaus zur Straße, wo der Schnee lautlos niederwirbelt. Endlich erhebt er sich. Er lauscht. Dann schleicht er fast katzenhaft aus dem Hause, ohne Mantel, ohne Kopfbedeckung. Hinüber, wo sie wohnt. Die Fenster der unteren Stube sind erleuchtet. Da gleitet ein leiser Ruf der Freude aus seinem Munde. Jetzt steht er bereits im Schatten einer alten Esche, dicht am Fenster. Er blickt hinein. Da ist sie! O, mein Gott! Und jetzt singt sie! Er ist auf einem tief verschneiten Sitz gesunken. Er merkt gar nicht, wie der fallende Schnee ihn bald selbst immer tiefer in einen weißen Mantel hüllt. Er lauscht. Seine Augen weiten sich. Die Hände heben sich wieder empor wie im Dankgebet. Und jetzt sein Lieblingslied! Er schließt halb die Augen. Seine Seele in aller Armut der Verstörung hält Feiertag.

Als er wieder aufwacht, ist er bereits rings im wachsenden Schnee eingemummelt. Er fühlt nichts, er ahnt nichts. Drinnen aber ist's so still geworden. Er hebt den Kopf mühsam und starrt durch die Scheibe. Dann zuckt er zusammen. Am Klavier steht ein dunkelbärtiger Mann; im Arm hält er Christiane. Diese blickt lächelnd zu ihm empor, und dann zieht sie sacht seinen Kopf ein wenig tiefer zu sich und küßt ihn auf den Mund. Innig umfangen stehen sie so. Draußen den leisen Schrei haben sie nicht vernommen. Der Kapellmeister hat plötzlich an sein Herz gegriffen. Dann lehnt er sich totmüde gegen die Wand. Und weiter rieselt es vom Himmel hernieder. So findet man am nächsten Morgen Volkmar verschneit, tot, am Fenster seiner heiligen Cäcilie. Hinüber ist er gegangen, wo am Throne des Höchsten die Engelein singen, mitten unter ihnen das letzte Hoffen seines zerstörten Lebens.

Unsere Bilder.

Ein humorvolles Bild von Richard Strebel ist die Szene aus dem Tierleben, die sich „In ärztlicher Behandlung“ betitelt. Schelmische Hände haben die beiden Hunde, den Mops und den Dackel, in die originelle Stellung gebracht, die diesen Titel rechtfertigt. Und als ob die beiden verständen, daß es hier gilt, nicht aus der Rolle zu fallen, verharren sie auch geduldig in der ihnen zugewiesenen Lage, obwohl man dem Dachs an den Augen ansieht, daß er lieber sein angebliches Krankenbett verlassen und draußen herumtollen möchte, als hier geduldig stillhalten zu müssen. Der Mops weiß sich mit Ernst und Würde in seine ehrbare Stellung als Arzt zu finden. — Das Bild „Russisches Bauernmädchen“ nach einem Gemälde von K. B. Wenig zeigt die gediegene Pracht russischen Wohlstandes. Der größte Teil der russischen Bauern verharrt ja in Armut und Knechtschaft, doch die wenigen, die davon eine Ausnahme machen, sind dann auch anderseits wieder Besitzer von Grundflächen, von deren Ausdehnung wir uns in Deutschland gar keinen Begriff machen können. Die Tochter eines solchen Bauern kann es sich dann natürlich leisten, auf ihrem Kostüm Pelzbesätze zu tragen, deren Wert allein ein kleines Vermögen repräsentiert. Auch die darauf befindlichen Gold- und Silberstickereien machen ein solches Bauernkostüm, wie das auf unserm Bilde, zu einem Wertobjekt. — Unser drittes Bild stellt das Kriegerdenkmal im Aaper-Walde, dem Schauplatze unserer Humoreske „Das Prüfungsschießen“, dar.



Im Flußbad.

„Aber Herr Kommerzienrat, was schreien Sie denn so? Sie haben doch keinen Grund!“
„„Was sagen Sie, keinen Grund? Warum soll ich kainen Grund haben, wenn ich hab' kainen Grund.““

Gedankensplitter.

Die Frauen haben für das Entfernte ein besseres Gedächtnis, als für das Nahe. Den ersten Liebhaber vergessen sie nie, den letzten oft schon in drei Tagen.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.